

Das Vaterunser

Autor(en): **Moy, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **265 (1992)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JOHANNES MOY

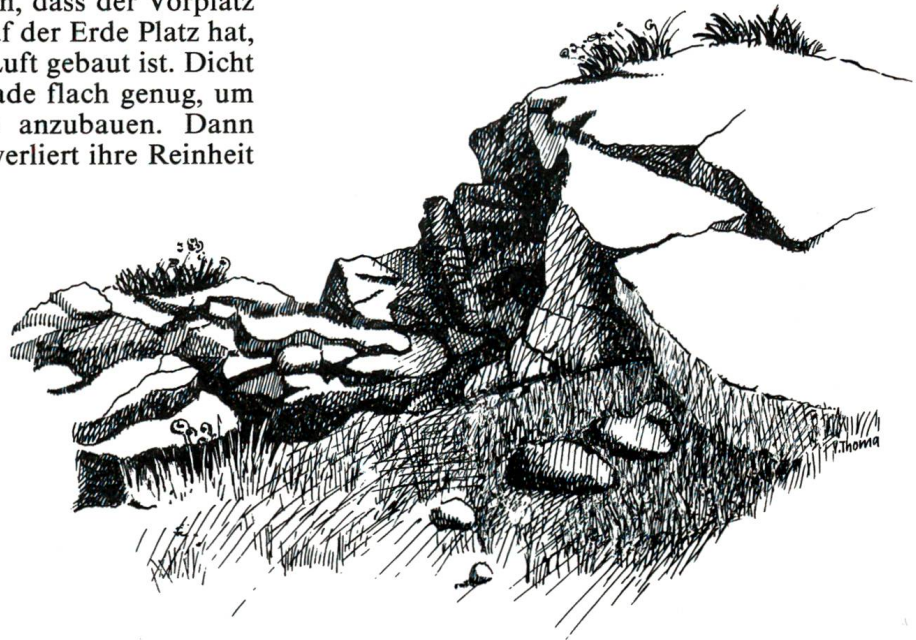
Das Vaterunser

Mit drei Illustrationen von Vroni Thoma

Im Innern der Gebirge sind die Täler schmal. Die Bauern müssen den grünen Flächen nachziehen, wo sie gerade sind, und es gibt kaum einen Grashang, der für sie zu steil wäre, ihn abzumähen, im Herbst das Vieh darauf weiden zu lassen, ja sogar ihr Haus daraufzustellen. Sie geraten dabei oft in einsame und gefährliche Höhen.

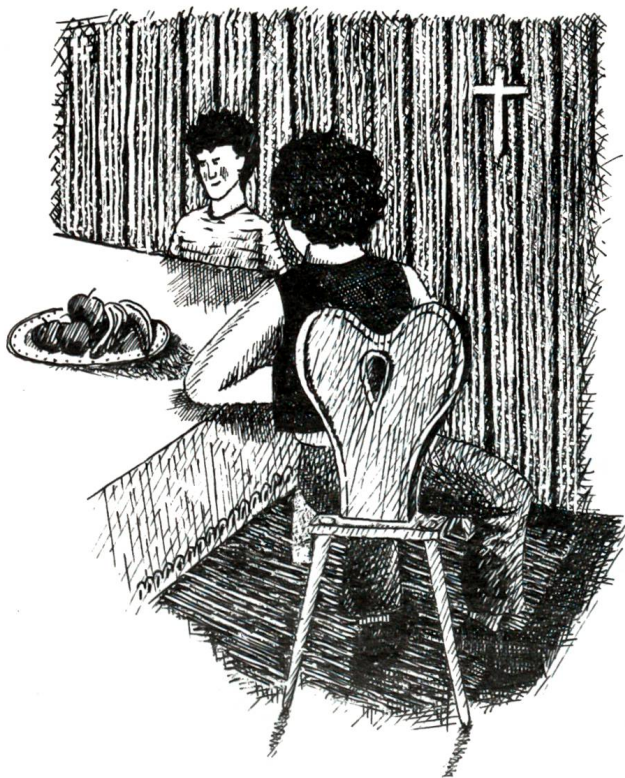
Auch der Reitbauernhof liegt eine Wegstunde hoch über seinem Dorf. Dem Urgrossvater des jetzigen Besitzers fiel bei einer Erbteilung ein langer, abschüssiger Landstreifen zu, der dicht über dem Ort beginnt und zwei Stunden weit bis zum Grat des Berges hinaufreicht. In dessen Mitte wurde damals das Haus aufgestellt. Vom Talgrund aufwärts ist das Besitztum ein etwas welliger Wiesenhang. Er geht so nah an die Haustüre hin, dass der Vorplatz mit der Hausbank nicht auf der Erde Platz hat, sondern als Laube in die Luft gebaut ist. Dicht hinter dem Hof ist es gerade flach genug, um Kartoffeln und Getreide anzubauen. Dann wird es steiler, die Wiese verliert ihre Reinheit und Glätte. Das Vieh, das hier schon auf vorsichtig ausgetretenen Wegen geht, hat viele gleichlaufende und tiefe Rillen in den Hang gezogen. Auch kommen kleine von Buschwerk umstandene Buckel heraus, die dann höher oben die Grasdecken sprengen und sich als Felsvorsprünge entpuppen. Dorthin kommt weder das Vieh noch die

Sense. Die Männer gehen nur selten hinauf und mähen mit der Sichel die einzelnen Grasflecken, die sie zum Teil erklettern müssen. Eine halbe Stunde höher beginnt das letzte Stück des eigenen Grundes, eine dreihundert Meter breite und fast achtzig Meter hohe Felswand. Ihretwegen hat der Reitbauer abends im Wirtshaus viel Spott zu erdulden, er wird gefragt, was er heuer dort anpflanze, ob die zweite Mahd ausgiebig gewesen, ob auch für die Lawinen eine Ertragsteuer zu zahlen sei, und vieles ähnliche mehr. Er bricht dann manchmal dem Spott die Spitze ab, indem er sagt, das einzige für ihn, die Wand zu verwerfen, sei, sich daran herunterzustürzen. Seine Bitterkeit ist nicht nur Abwehr: obwohl er den



grössten Besitz der Gemeinde hat, bringt er die Wirtschaft kaum durch. Der Boden trägt wenig, die Ernte ist schwierig zu bergen und teuer erkaufte, und die steile, hohe Lage macht den Insassen, die jeden Besuch im Dorf und jeden Arbeitsgang mit einem mühseligen Aufstieg bezahlen müssen, das Leben schwer. Am härtesten haben es die schulpflichtigen Kinder, sie können über Mittag nicht nach Hause und bekommen in der Früh nur einen Apfel und ein Stück Brot mit. Aber sie leiden weniger darunter, es ist ihnen nie zu langweilig und kalt, während der Essenszeit mit anderen Kindern kauend und schreiend auf dem Dorfplatz herumzuspringen.

Doch die grösste Sorge des Reitbauern und das einzige, was ihm sein Felsgrund einbringt, ist die Bedrohung des Besitzes durch Lawinen. Damit ist allerdings schon das Ärgste gesagt; mehr als eine leise, ständige Drohung besteht



nicht, da die Gefahr durch die ungeheuer Breite des Hanges verteilt und verringert wird. Zudem liegen die beiden Reitgebäude selbst, das Wohnhaus mit dem Kuhstall und der Stadel mit der eingebauten Austragsstube, auf zwei kleinen, fast unmerklichen Höhenzügen, welche die Schneemassen abhalten. Der Weg ist ebenfalls geschützt, da er auf einer der beiden Hügelwellen herunterführt. Es ist auch bis in die jüngste Zeit zu keinem Unglück gekommen und seit einem ganzen Jahrzehnt kein Schneeabrutsch in die Nähe des Anwesens geraten.

Im vergangenen Jahr kam wieder einmal eine Lawine am Haus vorbei, sie riss den zweiten Sohn des jetzigen Bauern mit hinunter, gab ihn aber infolge besonders glücklicher Umstände lebend wieder heraus. Der Vorgang erregte damals grosses Aufsehen im Dorf und führte abends in den Hofstuben und im Wohnhaus noch lange zu den verschiedensten, zum Teil sehr ernstesten und hartnäckigen Gesprächen. Er wird heute in der ganzen Gegend besprochen und auch den wenigen Fremden, die das Tal besuchen, erzählt.

An einem sonnigen Tag zur Zeit der Schneeschmelze waren die Reitbäuerin, Walburga Schreder, und ihr achtzehnjähriger Sohn, Michael Schreder, allein zu Hause. Die Kinder sassen in der Schule, der Bauer im Gemeinderat. Um das Haus piff der Wind so stark, dass man sonst nichts hören konnte. Nach dem Mittagessen wollte Michael, der im Hofe Knechtsdienste versah, ins Nebenhaus gehen, um Holz zu spalten. Er war eben aus der Tür getreten, als die Bäuerin ein Donnern hörte. Sie eilte zum Fenster und sah die weissen Massen zwischen den Häusern herunterstürzen. Sie wartete einen Augenblick, dann eilte sie ins andere Haus, zuerst zur Holzlege, dann noch hastiger zur Schwiegermutter, wo sie nur einen Augenblick die Stubentür aufriss, von dort aus gleich auf den Talweg. Nach einer halben Stunde klopfte sie schon beim ersten Bauern, nach weiteren fünf Minuten an der Tür des Gemeinderates. Die Männer verliessen das Amt und eilten nach Hause, um die nötigen Geräte zu holen.



Nach einer knappen Stunde ging die Arbeit an. Die Lawine lag beinahe ganz im Tal, jedoch ein gutes Stück vom Dorf entfernt. Sie war in eine tiefe Mulde gerutscht, so dass man ihr nur von oben beikommen konnte. Ich will die unsäglichen Mühen der Durchsuchung nicht näher beschreiben: die kundige, behutsame Art, wie die Stichgräben gezogen wurden, um den Verunglückten nicht zu verletzen, und die sachliche Ruhe, hinter der die Männer die innere Hast um der anwesenden Reitbauernfamilie willen verbargen. Nach zwei Stunden setzte die Dämmerung ein. Einige gaben die Hoffnung auf und rieten, die Arbeit auf den nächsten Morgen zu verschieben. Da kam in einem der Stichgräben ein Schuh vom Michael zum Vorschein. Alles stürzte hin und grub mit. Es ging langsam vom Fleck, da in der Nähe des Verunglückten mit den blossen

Händen gegraben wurde und die Schneemassen über ihm von grosser Festigkeit waren. Als der Körper nach einer halben Stunde frei lag, brannten im Dorf die Lichter, und es mussten vom nächsten Haus Laternen und Kerzen geholt werden. Der Geborgene lag mit dem Rücken nach oben, er hielt die Hände geballt und vor die Stirne gepresst. Unter dem Kopf befand sich ein kleiner Hohlraum, der in Verbindung mit dem Boden stand. Das war es, was den Leuten bei den Wiederbelebungsversuchen etwas Mut machte. Sie drehten den Körper um und wollten die Fäuste vom Gesicht heben, aber die Glieder waren starr gefroren. Der Lehrer, der den Rettungsdienst im Ort versah, schnitt nun den Kragen auf und riss das Hemd herunter. Er rieb die Glieder mit Schnee ein, bis sie weich waren. Dann fing er mit den Atemübungen an. Von Zeit zu Zeit leuchtete er

in das wachsbleiche Gesicht und schaute auf die geschlossenen Augen. So vergingen mehrere Stunden. Auf einmal glaubte er jemand reden zu hören, er hob die Laterne und sah den Mund des Verunglückten sich bewegen. Erst kam nur ein leises Röcheln hervor, dann ein Schreien, dann stossweise einige Worte: «Unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, führe uns nicht.» Jetzt öffnete Michael die Augen, sagte noch mechanisch und erstaunt: «In Versuchung, sondern erlöse», dann verstummte er und starrte auf die Laternen. Als er ganz wach war und all die Werkzeuge und die Schlitten mit den Pferden sah, sagte er: «Ihr habt es viel schlimmer gehabt als ich.»

Oben in der Stube blieb er lange still. Inzwischen war der Pfarrer gekommen, den man vorsorglich hatte rufen lassen. Er und der Reitbauer fragten ihn aus. Michael sagte: Als die Lawine kam, ist er gerade in der Mitte zwischen den Häusern gewesen. Er hat noch gedacht: «Das ist gut, dass man im Hof weiss, wo ich bin, da wird man gleich nach mir suchen.» Er hat dann um Hilfe geschrien und ein Vaterunser angefangen. Nach den ersten Worten ist er gepackt worden und unter den Schnee gekommen. Er hat die Hände vors Gesicht gehalten und weitergebetet. Am Ende des zweiten Vaterunsers hat er die Augen aufgemacht und sich über die Lichter und die vielen Menschen gewundert. Als die Mutter ihm sagte: «Aber Bub, das hat ja sieben Stunden gedauert! – Wo bist du denn gewesen?», schüttelte er nur nachdenklich den Kopf. Auch die anderen waren schweigsam geworden. Sie blieben es den ganzen Heimweg über. Erst in der warmen Wirtsstube fingen sie wieder davon an. In der einen Ecke sassen die jungen Leute, in der anderen die älteren. Nur der Reitbauer fehlte; heute hätte ihn niemand gehänselt. Sie überlegten hin und her und kamen in immer tiefere Fragen hinein.

Als der Pfarrer gegangen war, fingen ein

paar von den Jungen an, mit der Geschichte aufzutrompfen und damit gegen althergebrachte Anschauungen loszuziehen, vor allem der Reithofknecht, der mehrere Jahre in der Stadt gearbeitet hatte. Er warf jetzt ein paar mal spöttisch die Frage nach Michaels Seele auf. Er sagte «Söölö» in dem salbungsvoll gezogenen Ton, den sie von der Kanzel her im Ohr hatten. Aber niemand war recht froh dabei, auch die Angreifenden nicht. Sonst pflegten sie bei solchen Auseinandersetzungen lebhaft ins Zeug zu gehen; aber jetzt, da es ernst wurde, da sie die Wirklichkeit zu sehen meinten, waren sie auf einmal kleinlaut und bedrückt. Sie hatten – so schien es – an das, was sie immer so heftig bekämpften, ohne es zu wissen, doch geglaubt.

Am nächsten Tag stieg der Lehrer den Reitbauernhang hinauf. Er war am Abend weder in der Stube noch unten im Wirtshaus dabei gewesen, sondern gleich nach der Wiedererweckung Michaels in einem Zustand völliger Erschöpfung heimgegangen. Die Kinder hatten ihm dann in der Früh so verschiedenartige und unklare Gerüchte in die Schule mitgebracht, dass er sich jetzt von dem Geretteten die Wahrheit holen wollte. Doch er machte den Besuch umsonst: Michael zeigte ihm gegenüber eine ungewohnte Schüchternheit. Als er hörte, wer gekommen sei, war er zuerst gar nicht in die Stube zu bringen. Schliesslich gab er nach, sass aber schweigend auf der Bank und schaute auf den Boden.

Er behielt die Scheu vor dem Lehrer noch lange Zeit bei und ging allen Dorfbewohnern etwas aus dem Wege. Erst gegen den Sommer zu wurde er wieder der alte. Über die Ereignisse der Unglücksnacht aber hat er bis auf den heutigen Tag zu keinem Menschen mehr gesprochen.

(Für den «Hinkenden Bot» berechtigter Abdruck aus «Das Kugelspiel», Insel Verlag, Frankfurt am Main 1988)